

## HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Reihe	Zeitfragen Literatur
Titel	Holocaust is over? Die Enkel von Shoah-Überlebenden über jüdische Identität heute
Autor	Ralph Gerstenberg
Redakteur	Carsten Hueck
Sendetermin	16.06.2017
Ton	Andreas Narr
Regie	Klaus-Michael Klingsporn
Besetzung	Meriam Abbas, Victor Neumann, Max Urlacher

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig

© Deutschlandradio

**Zitator :**

Anfang der achtziger Jahre gab es in Deutschland zwei Arten von Juden. Die Juden, die nicht mehr lebten, die nach Palästina und Amerika geflohen waren, die in den Lexika standen. Und Juden, die noch da waren, wenige unsichtbare Geschäftsleute, Ärzte und deren Kinder, die jedes Jahr am 9. November kurz im Fernsehen erschienen ... Jemand wie ich war in Deutschland nicht vorgesehen. Wenn man mich fragte, was ich bin, sagte ich: „Ich bin Jude.“ Ich sagte es, weil es so war, und es wunderte mich, dass es die andern verwirrte.

**Sprecher :**

Diese Sätze aus Maxim Billers Selbstporträt „Der gebrauchte Jude“ von 2009 skizzieren die Situation der jüdischen Nachgeborenen in der Bundesrepublik. Für Autorinnen und Autoren wie Maxim Biller, Barbara Honigmann, Esther Dischereit oder Rafael Seligmann wurde die Auseinandersetzung mit der eigenen jüdischen Identität zur Suche nach einer Sprache, die das traumatische Erleben ihrer Eltern weder memoriert, noch verleugnet. In jenen achtziger Jahren, in denen sich die deutsche Gedenkkultur flächendeckend zu entwickeln begann und Biller sein deutsches Umfeld durch selbstbewusstes Jüdischsein irritierte, wurden bereits die Enkel der Shoah-Überlebenden geboren. Sie melden sich nun mit ersten Publikationen zu Wort. Und haben ebenfalls die Erfahrung gemacht, dass sie in Deutschland nicht vorgesehen waren – wie etwa der 1982 geborene Yascha Mounk berichtet:

**O-Ton Yascha Mounk:**

Das war am Anfang der 5. Klasse, ich war zehn oder elf. Und der Klassenlehrer kam hinein und musste uns in den Religionsunterricht einteilen. Und ging die Klassenliste hinunter und sagte: Alsbach, Lisa, katholisch oder evangelisch? Katholisch! Emmerle, Johannes, katholisch oder evangelisch? Evangelisch! ... Und dann kam's zu mir: Mounk, wie spricht man das überhaupt aus, Yascha? - Wie Sascha nur mit Y. - Ja, okay Sascha, also sag mal: Bist du katholisch oder evangelisch? Und ich sagte: Na ja, ich glaub, ich bin irgendwie jüdisch. Und dann hat die ganze Klasse schallend gelacht. Johannes aus der letzten Reihe rief: Erzähl keinen Unsinn, wir wissen doch alle, dass es die Juden nicht mehr gibt.

**Sprecher :**

„Echt, du bist Jude“ heißt das Buch, in dem der inzwischen in New York lebende Publizist und Politikwissenschaftler Yascha Mounk anhand von biografischen Episoden und gesellschaftsanalytischen Betrachtungen darlegt, warum er sich mehr und mehr „fremd im eigenen Land“ gefühlt hat. Mounks Eltern waren 1968 vor den in ihrer polnischen Heimat massiv zunehmenden antisemitischen Kampagnen nach Deutschland geflohen. Jüdische Kultur und Religion spielten im Familienalltag allerdings kaum eine Rolle. Dennoch spürte der heranwachsende Sohn, dass er irgendwie anders war. Dieses Anderssein wurde ihm vor allem von der Außenwelt oft bewusst gemacht.

**Zitator :**

Ein paar Jahre nach unserem Abi zum Beispiel gab ein alter Schulfreund von mir eine Party. Als ich ankam, war Franz mitten in einer hitzigen Debatte mit einem hübschen, mir unbekanntem blonden Mädchen. Ich ging zu ihnen, überreichte Franz eine Flasche Chianti, und er stellte uns vor. „Worüber redet ihr denn so aufgeregt?“

„Woody Allen“, antwortete das Mädchen, Marie, empört. „Franz findet Woody schmierig und seine Filme mittelmäßig. Das sei doch nicht zu fassen, oder?“

Franz lief rot an. „Dass er schmierig oder mittelmäßig ist, hab ich nie gesagt.“

„Was? Vor fünf Sekunden hast du gesagt, dass er schmierig ist, weil er seine Stieftochter geheiratet hat. Und dass seine Filme nicht so seriös sind wie die von Almo ...“ (...) Ihre Lippen zu einem spöttischen Lächeln verzogen, wandte sie sich an mich. „Du musst wohl der Grund für seine plötzliche Verwandlung sein. ... Schreibst du eine Arbeit über Woody Allen? Bist du mit ihm verwandt?“

**O-Ton Yascha Mounk:**

Also als Witz! Und er meinte: Na ja, also auf ne bestimmte Weise also irgendwie ist er schon mit Woody Allen verwandt. Und sie sagt: Was, wirklich, du bist mit Woody Allen verwandt? - Nein, nein, er will sagen, dass ich jüdisch bin. - Und sie: Oh echt, du bist Jude, wie aufregend! Also es ist immer so etwas Gutgemeintes, Verkorkstes dabei, das immer so ein bisschen eine Wand aufmacht.

**Sprecher :**

Diese unsichtbare Wand spürt Yascha Mounk immer wieder, eine Trennwand zwischen sich und der Mehrheit der nichtjüdischen Deutschen. Auf tausend Deutsche, so Mounk, kommt etwa ein halber Jude. Entweder begegnete man ihm offen antisemitisch - wie in

München, als Gleichaltrige ihm den Schädel kahl rasieren wollten, als Dankzettel dafür, dass die Juden den Deutschen angeblich immer vorschreiben würden, was sie zu tun hätten - oder mit einem verdrucksten Philosemitismus, jener sehr deutschen, politisch überkorrekten Form, Wohlwollen gegenüber jüdischen Mitbürgern und dem Judentum im Allgemeinen auszudrücken. Philosemiten und Antisemiten eint die Tatsache, dass sie ihr Gegenüber nicht als Menschen, sondern als Vertreter einer Gemeinschaft wahrnehmen, den sie für ihre eigene Weltsicht instrumentalisieren. Eine Rollenzuschreibung, die Yascha Mounk irgendwann verstummen ließ.

### **Zitator:**

Lange lähmte mich die Angst, in die Rolle eines Sprachrohrs gedrängt zu werden. Aus Angst, von Antisemiten zustimmend zitiert zu werden, scheute ich die Kritik an anderen deutschen Juden. Aus Angst, beschuldigt zu werden, Auschwitz als „Moralkeule“ zu benutzen, scheute ich die Kritik an nichtjüdischen Deutschen. Am Ende erschien es mir oft leichter, gar nichts zu sagen.

### **Sprecher:**

Vor mehr als zehn Jahren verließ Yascha Mounk Deutschland. Aus beruflichen Gründen - inzwischen lehrt er Politische Theorie an der Harvard University -, aber auch weil der Umgang der Deutschen mit den Juden so verkrampft, oder wie er sagt, so „verkorkst“ sei.

### **O-Ton Yascha Mounk:**

Ich fand das dann tatsächlich sehr befreiend, als ich irgendwann nach New York gezogen bin, dass es eine Stadt ist mit anderthalb Millionen Juden und eine Stadt, die so multiethnisch ist, in der der durchschnittliche New Yorker nicht in USA geboren worden ist, weil ich feststellte, wie sehr meine jüdische Identität als Kind und Jugendlicher von außen kam, wie sehr es genau diese Erfahrungen, die ich geschildert habe, waren, die mich zu einem Juden machten, und bis zu welchem Grade ich jetzt, da ich in den USA lebe, erwähnen kann, dass ich jüdisch bin - und es spielt eine viel kleinere Rolle in meinem Leben, als es das früher tat.

### **O-Ton Channah Trzebiner:**

Ich hab, glaube ich, immer noch etwas in mir, was ich versuche abzulegen, dass ich im Verhältnis zu einem deutschen nichtjüdischen Gesprächspartner, wenn's um diese Themen geht, das Gefühl habe, ich muss aber zeigen, dass ich eine gute Jüdin bin, dass

ich gesprächsoffen bin, dass ich nicht emotional so kaputt bin von dem Thema, dass ich einfach nur dem Gegenüber die Augen auskratze, also dass man irgendwie ein ziviles Gespräch hinbekommt.

### **Sprecher:**

Das Thema – ist der Holocaust. Die 1981 geborene Autorin und Juristin Channah Trzebiner zeigt in ihrem Erfahrungsbericht „Die Enkelin oder Wie ich zu Pessach die vier Fragen nicht wusste“ exemplarisch, wie sehr die familiäre Erfahrung des Völkermordes auch Enkel oder Enkelinnen von Holocaustüberlebenden noch beschäftigt, wie prägend es ist auch für ihr Leben. Gleich auf der ersten Seite ihres Buches schreibt Channah Treziber darüber, wie sie jahrelang das Gefühl hatte, „ein Ersatz für ermordetes Leben“ zu sein.

### **Zitatorin:**

Ich heiße Channah, so wie die jüngste Schwester meiner Oma. Meine Oma hat mir wenig über ihre Schwester erzählt. Aber wenn sie mich in ihre Arme nahm, dann nahm sie ihre kleine Schwester in die Arme und streichelte mir liebevoll über den Kopf: »Channele, Chanischi, ma taires maidele.« Wenn meine Großeltern mich ansahen, müssen sie andere gesehen haben. Meine Person war nicht von Bedeutung. Ich war ein Beweis dafür, dass es andere gegeben hat. Kinder, Ehepartner, Mütter, Väter, Brüder und Schwestern. Wie hätten sie mich denn unbedingt lieben können?

### **Sprecher:**

Die eigenen Gedanken und Empfindungen hat Channah Trzebiner erst nach dem Tod ihres Großvaters notieren können. Vorher hätte sie es als anmaßend empfunden, über ihn zu schreiben. Neben dem früh verstorbenen Vater war der Großvater die zentrale männliche Bezugsperson ihrer Kindheit gewesen. Nicht umsonst trägt ihr Buch den Titel „Die Enkelin“. Es handelt vom Trauma des Genozids, das sich auch auf die Enkelgeneration überträgt. Um das anschaulich zu machen, findet Channah Trzebiner sehr eindringliche Alltagsszenen. Sie beschreibt, wie der Großvater nach ihrem kleinem Hund tritt, wenn dieser ausgelassen im Garten spielt. Der alte Mann, dessen erste Frau und dessen Sohn von den Nazis ermordet worden waren, kann die pure Lebensfreude des Tieres nicht ertragen. An anderer Stelle, Channah ist gerade vier Jahre alt, nimmt er sie mit auf den Markt.

**Zitatorin:**

Er signalisierte mir, dass er nun einen wichtigen Auftrag erfüllen müsse, bei dem ich ihn nicht stören dürfe, sondern ihm behilflich sein solle. Sorgfältig suchte er das Obst und Gemüse aus. Er steckte mir Zitronen, Aprikosen und Kräuter in die Hosentasche. Bei der Kasse angekommen, setzte er mich auf seinen Trolli, der bereits voll mit Essen war. Er bezahlte die Tüten, die er in der Hand hatte. Ich hielt den Mund. Und so zogen wir von Stand zu Stand.

**O-Ton Channah Trzebiner:**

Eigentlich wollte ich damit beschreiben, dass mein Opa in Verhältnissen aufgewachsen ist, wo es ganz wichtig war, sich eine Kartoffel zu organisieren oder dem Enkelkind auch beizubringen - also unterbewusst, er hat jetzt nicht bewusst zu mir gesagt: Du musst klauen können, sondern es war ihm irgendwie ein Anliegen, dass ich das mitbekomme, dass ich mich versorgen kann. So habe ich es eher aufgefasst. Dass er so lange gehungert hatte, solchen Hungerstrapazen ausgesetzt war, dass er für immer das Recht hatte zu essen. Und Essen war ganz zentral und im Nachhinein, in der Reflexion glaube ich, wollte er mir etwas Überlebenswertes tatsächlich vermitteln.

**Zitatorin:**

Über die Jahre wurde ich eine perfekte Diebin. Opas Gefühl, einen rechtmäßigen Anspruch auf Essen zu haben, übertrug sich auf mich. Opa hatte kein Unrechtsbewusstsein. Auschwitz war nun mal keine Besserungsanstalt – manche meinen das ja. Man hatte ihm so vieles genommen, was waren da schon ein paar Bananen und Äpfel? Ich klaute nicht oft, aber wenn es an etwas fehlte, nahm ich es mir einfach. Ein schlechtes Gewissen hatte ich dabei nicht.

**Sprecher:**

Channah Trzebiner ist in Frankfurt am Main in einer jüdischen Umgebung aufgewachsen: jüdischer Kindergarten, jüdische Schule, jüdische Familien in der Nachbarschaft - viele Großeltern ihrer Freundinnen waren ebenfalls Holocaustüberlebende. Sie bezeichnet es als eine Parallelgesellschaft, in der sie Kindheit und Jugend verbrachte. Mit den ersten Jobs und ihrem Jurastudium kam es zu stärkeren Kontakten mit der nichtjüdischen deutschen Mehrheitsgesellschaft. Beim Praktikum in einer Großbank spürte sie die Angst und die Missgunst einer Sekretärin. Ihre Haltung in der Auseinandersetzung war auch ein Reflex auf die Erfahrungen ihrer Großeltern.

**Zitatorin:**

Ich beruhige sie, stellte mich blöd und lieferte ihr das Bild, das sie haben wollte. Unerfahren im Beruf, unendlich dankbar, einen Praktikumsplatz ergattert zu haben. Sich bei Frauen beziehungsweise klein zu machen funktioniert immer. Garantierter Neidabwendungsfaktor. Ich will gar nicht die Starke vor dir sein, dachte ich. Präsentiere ich mich stark, wird das deinen Neid wecken. Deutscher Volksneid hat ja letztlich zu der ganzen Katastrophe geführt, so dass ich weiß, zu was neidische Menschen fähig sind.

**Sprecher:**

Wütend wird Channah Trzebiner, wenn sie auf Ignoranz und das Verlangen stößt, den Holocaust als Thema zu negieren. Bei vielen nichtjüdischen Deutschen ihrer Generation sieht sie einen Mangel an Bereitschaft, sich mit der eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Stattdessen unternehmen sie immer wieder den Versuch, einen Schlusstrich zu ziehen - nach dem Motto: Holocaust is over! Eine Bekannte erklärte ihr, dass die Wiedergutmachungsrenten für die Opfer des Nationalsozialismus ein Problem seien – vor allem für ältere Menschen.

**O-Ton Channah Trzebiner:**

Jetzt ist mal genug gezahlt oder so. Also das hat mich sehr verwundert, klar geht es immer wieder um Kosten im Leben, man kann nicht leben ohne Geld, aber diese materielle Frage bei dem Genozid, das ist für mich sehr schwer nachvollziehbar, dass das oft in diese Richtung geht.

**Zitatorin:**

Innerlich mache ich eine Liste für den Schadenersatz und die Verbrechen:

- Beschlagnahmung von Häusern von Oma und Opa
- Mord am ersten Mann von Oma
- Mord an Omas Baby
- Mord an Opas schwangerer Ehefrau durch Vergasung
- Mord an Opas Sohn durch Vergasung
- Unmenschlicher Arbeitseinsatz von Oma
- Experimente mit giftigen Essenzen an Oma
- Schwere Körperverletzung von Oma durch Herausschlagen des linken Auges
- Körperverletzung durch Eintätowieren der KZ-Nummer an Opas Arm

Bei ihrer Freilassung wog Oma 32 Kilo. Wir sind nur eine Familie, nur ein Beispiel.

**Sprecher:**

In ihrer sehr direkten, authentischen Prosa schreibt Hannah Trzebiner immer wieder auch über solche wunden Punkte, die es ihr schwer machen, in der deutschen Gesellschaft anzukommen. Bewusst ergreift sie als „Enkelin“ das Wort, wenn sie eine Verharmlosung oder Verdrängung der Verbrechen spürt, die an der Generation ihrer Großeltern verübt wurden.

**O-Ton Channah Trzebiner:**

Im Gespräch ist es oft, dass Deutsche ganz viel wissen und ganz viele Fakten haben, aber dieser emotionale Bezug zum Opa, zur Oma, was gefühlt wurde, was ist eigentlich passiert auch mit den Menschen, die an so eine Ideologie geglaubt haben, dann besiegt worden sind, dann ganz anders sein mussten: Was macht das mit einem Menschen? Ich glaube, man muss die einzelnen Schritte irgendwie nachgehen, um dann solche Aussagen eben nicht zu tätigen.

**O-Ton Mirna Funk:**

Dann würde man sagen: Ja, ist krass, mein Großvater hat das und das gemacht oder meine Großmutter war im Bund Deutscher Mädels. Irre, ja! Also es gäbe eine eigene Auseinandersetzung und dementsprechend auch eine eigene wirkliche persönliche Position dazu. Und diese persönliche Position gibt's ja bei Juden. Also jeder Jude hat eine persönliche Position zum Holocaust, weil es eine persönliche Geschichte dazu gibt.

**Sprecher:**

Mirna Funk, Jahrgang 1981, schreibt in ihrem Roman „Winternähe“ über die Folgen dieser Diskrepanz zwischen Juden und Deutschen bei der Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit. Ihre Hauptfigur Lola arbeitet als Fotografin für die Agentur „Perfect shot“. Sie ist Teil der Kreativszene in Berlin-Mitte. Und sie ist Jüdin. Das heißt: Ihre Mutter ist Deutsche, ihr Vater Jude. Damit ist sie nach dem Regelwerk der Halacha, dem überlieferten jüdischen Recht, als Jüdin nicht anerkannt. Ihr ist das egal, sie sieht sich als deutsche Jüdin und wird auch von ihrem Umfeld so wahrgenommen. Als ein Porträtfoto von ihr mit Hitlerbart auftaucht, verklagt sie die beiden Urheber wegen Antisemitismus und verliert den Prozess. Auch in ihrer Agentur oder abends in der Kneipe hört sie immer häufiger antisemitische Äußerungen.



**Zitatorin:**

Mittlerweile durfte jeder sagen, was er in den Jahren des aufgezwungenen Schweigens nur bei sich gedacht hatte. Nämlich: Dass jetzt Schluss sein müsse mit dem Schweigen, dass den Juden die Banken gehörten, die einem das Geld wegnehmen, dass die Israelis die neuen Nazis seien und dass der Holocaust nun wirklich der Vergangenheit angehöre. Diese Sätze konnte man in den Kommentarspalten auf den Onlineportalen der großen deutschen Tagesspalten lesen. Diese Sätze konnte man offen auf Abendessen hören, ohne dass sich derjenige, der diese Sätze formulierte, dafür schämen musste.

**O-Ton Mirna Funk:**

Es gibt eben so eine Überheblichkeit, am besten zu wissen, wie man hier den Holocaust erklärt, wie es Juden in Deutschland geht, wann Antisemitismus Antisemitismus ist und wann nicht und wie sich Juden da nun zu fühlen und nicht zu fühlen haben. Und das ist halt für mich doch erstaunlich, wie der Deutsche sich da selbst nicht auch ein bisschen peinlich findet dabei, aus dieser Überheblichkeit heraus diese ganzen Erklärungen zu liefern. Und dass er sich dafür nicht schämt, ist natürlich auch ein Zeichen dafür, dass da ganz ganz dringend was raus muss, wie in einem Kochtopf, wo das Wasser kocht und dieser Deckel, der hüpfert eben, weil es so kocht.

**Sprecher:**

Lola hat genug von alledem. Sie kündigt in ihrer Agentur und folgt ihrer frischen Liebe Schlomo in dessen Heimatland Israel. In Tel Aviv erlebt sie den Gaza-Krieg von 2014 in seiner ganzen Widersprüchlichkeit. Schlomo ist ein linker Israeli, der sich mit den Palästinensern solidarisiert. Lolas Großvater, der seit gut zehn Jahren in Israel lebt, vertritt die Position der israelischen Regierung. Während die Abschüsse des Luftabwehrsystems Iron Dome das Land erschüttern, versucht Lola zu verstehen. Über die sozialen Netzwerke verfolgt sie die Meinungsbildung in Deutschland, die Zunahme antijüdischer Ressentiments im Gewand der Israelkritik.

**O-Ton Mirna Funk:**

Ich habe lesen müssen, wie Facebookfreunde von mir von ihrem Möbel-Höfner-Sofa mal eben den Nahostkonflikt meinten lösen zu können. Und ganz klar auch sagen zu können, wer jetzt hier im Recht und im Unrecht ist.

**Zitatorin:**

Seit die Bodentruppen in Gaza einmarschiert waren, schrie der Durchschnittsdeutsche laut: Genozid. Diejenigen, die sich selbst niemals als Antisemiten bezeichnet hätten, konnten dem Drang, sich eine entschiedene Meinung zum Konflikt zu bilden, nicht widerstehen. Waren sie doch meistens völlig unpolitisch, wenn es um all die anderen Krisengebiete in dieser Welt ging, aber Israel bewegte sie über alle Maßen. Und Israel bewegte sie nicht deshalb, weil sie sich mit dem Leid der Palästinenser aus rein objektiven Beweggründen identifizierten, sondern weil ihre tief vergrabene Wut auf die Juden, die Wut darauf, dass diese seit Jahren Schuldgefühle in ihnen auslösten, ein Ventil finden musste.

**Sprecher:**

Der Gaza-Krieg wird in Mirna Funks stark autobiografisch gefärbtem Roman „Winternähe“ zu einem Katalysator der Wut. Die „tief vergrabene Wut“ der „Durchschnittsdeutschen“, die nun zum Ausbruch kommt, steigert Lolas Wut über deren Geschichtsvergessenheit und Selbstgerechtigkeit. Ihren Frieden macht sie hingegen mit ihrem Vater, der sie immer wieder verlassen hat, davongelaufen ist vor seiner Verantwortung und gewiss auch vor dem schweren Erbe, Sohn von Holocaustüberlebenden in Deutschland zu sein. Bei ihrer Rückkehr nach Berlin ist Lola fest entschlossen, dieses Erbe anzunehmen.

**O-Ton Dmitrij Kapitelman:**

Ich hab ein besseres Verständnis für meinen Vater, ein tieferes, auch in gewisser Weise ein gelösteres, weil ich einfach gewisse Antworten von ihm nicht mehr verlange. Ich erwarte von ihm nicht, dass er mir jetzt klipp und klar sagt, ob ich für ihn ein Jude bin oder nicht.

**Sprecher:**

Wie es zu diesem besseren Verständnis kam, davon handelt Dmitrij Kapitelmans Buch „Das Lächeln meines unsichtbaren Vaters“. Kapitelman wurde 1986 in Kiew geboren und ist Mitte der Neunziger als jüdischer Kontingentflüchtling mit seinen Eltern nach Deutschland gekommen. Im Leipziger Plattenbauviertel Grünau wird er von Lehrern und rechten Jugendcliquen schikaniert. Und er muss zusehen, wie sein Vater, einst brillanter Mathematiker und gewiefter Geschäftsmann, der nun einen kleinen Laden für

russische Spezialitäten betreibt, sich mehr und mehr in sich selbst zurückzieht. Unsichtbar wird – für die Umwelt und vor allem für seinen Sohn.

### **O-Ton 14 Dmitrij Kapitelman:**

Unsichtbar in mehreren Hinsichten und immer verbunden mit seinem Selbstverständnis, ein Jude zu sein. Zum einen, dass er sich zwar identifiziert mit dem Judentum, auch familiär, mit einer Familie, die quasi die Shoah-Angst noch in den Knochen hatte und ihm auch mit anerkannt hat. Aber ich seh' es eben nicht. Ich seh' ihn nicht beten, seh' ihn nie in der Synagoge, seh' ihn gar nichts befolgen. Und die zweite Unsichtbarkeit, die mir auffällt, besonders in Deutschland, ist, dass er sich immer mehr zurückzieht, weil er Jude ist. Er weiß sehr genau, dass es noch die rechten Kräfte in der Gesellschaft gibt. Und wenn die wieder etwas stärker werden, dann geht es immer gegen die Juden, immer gegen ihn und auch immer gegen mich.

### **Zitator:**

Nach einigen Jahren in Grünau, ungefähr zu der Zeit, als wir im Geschichtsunterricht zum ersten Mal über den Holocaust sprachen, verabreichte mir Papa folgenden Rat:

„Wenn du keine Probleme haben willst, dann misch dich niemals in fremde Angelegenheiten ein. Wenn dich etwas nicht direkt betrifft, halt dich raus.“

Sich raushalten. Unsichtbar werden.

„Papa, war nicht der Holocaust überhaupt erst möglich, weil die Nichtjuden sich rausgehalten haben und keiner protestierte?“

„Ja, aber –“ Bevor Vater aussprechen konnte, fragte uns ein Fascho nach Feuer.

„Ich habe kein Feuer“, antwortete Papa, in einem Akzent, wie er osteuropäischer nicht klingen konnte. Aus dem Nazi brach es heraus: „Ich will auch kein Scheißfeuer von dir, Abraham.“

### **Sprecher:**

Um mehr zu erfahren über seinen Vater und die eigenen jüdischen Wurzeln, schlägt Dmitrij Kapitelman eine gemeinsame Reise nach Israel vor. Eine Emigration in den jüdischen Staat hatten seine Eltern ebenfalls in Betracht gezogen, sich dann aber für Deutschland entschieden.

**O-Ton Dimitrij Kapitelman:**

Im Prinzip schauen wir uns das Leben an, das wir um eine Ausreise verpasst haben. Der Grund dafür, für mich nie nachvollziehbar, warum es jetzt Deutschland statt Israel geworden ist für meinen Vater, der solche Komplexe hat gegenüber diesem Land, solche Vorbehalte. Eines Tages frage ich ihn ja auch, mit Mitte zwanzig, und er sagt: Wegen dir, du hast keine jüdische Mutter, du wärst in Israel immer ein Jude 2. Klasse.

**Sprecher:**

Während sich sein Vater in Israel sofort wie zu Hause fühlt, ist Dimitrij Kapitelman irritiert von den Ressentiments gegenüber Arabern, die der Vater ungeprüft übernimmt. Er spürt die Verlockung, die darin liegt, endlich zu einer Mehrheit zu gehören, und sieht die Gefahr, als Angehöriger einer Minderheit, der es gewohnt ist, Vorurteilen ausgesetzt zu sein, in einer Position der Stärke sich unhinterfragt der herrschenden Meinung anzuschließen. Auch die Unsicherheit über seine jüdische Identität als Vaterjude oder – wie er es nennt – „Falschjude“ macht ihm zu schaffen.

**O-Ton Dimitrij Kapitelman:**

Ich fürchte mich eigentlich auch vor Israel, weil das ist ja der echte Judenstaat mit den echten Juden, dem echten Judenleben. Die werden uns da als Scharlatansemiten verlachen, wenn wir da ankommen. Was aber passiert, ist das Gegenteil, nämlich dass sowohl die Behörden als auch viele Menschen, die dort sind, außer den Othodoxen, sagen, was ist dein Problem? Es sind ganz viele hier mit deiner Biografie und das sind alles Israelis und du musst herkommen, das ist dein Land. Und das überwältigt mich ein wenig, weil da plötzlich Minderwertigkeitskomplexe bewusst werden, die ich mir vorher gar nicht eingestanden habe.

**Zitator:**

Das Herz ruft zu großen Freudenfesten auf, verfasst Pamphlete, in denen es von Erlösung, Geborgenheit und einer warmen Heimat schwärmt. Ich werde endlich ankommen, dazugehören. Kein in Klammern Migrationshintergrund, keine Skepsis, kein Inneres Gericht: Jude in Israel. Punkt.

**Sprecher:**

Bei einem Trip ins Westjordanland wird die neu gewonnene jüdische Identität jedoch sogleich auf die Probe gestellt. Mit dem Bekenntnis, Jude zu sein, hält sich Dimitrij

Kapitelman zurück, wenn er in Ramallah mit gleichaltriger Palästinensern Bier trinkt, deren Freunde und Familienangehörige durch israelische Luftangriffe ums Leben gekommen sind. Zurück in Israel wird er mit den Vorurteilen von Juden über die Palästinenser konfrontiert. Und langsam dämmert es Kapitelman, dass das Hin- und Hergerissensein, die Suche nach Eindeutigkeit, nach einer sicheren Position ebenso andauern wird, wie das Sichtbarwerden seines Vaters. Am Ende stellt er fest, dass zwei Herzen in seiner Brust schlagen: ein deutsches und ein jüdisches.

**Sprecher:**

Unübersehbar ist die existentielle Dringlichkeit, mit der sich jüdische Autorinnen und Autoren der dritten Generation nach dem Holocaust mit der eigenen Biografie auseinandersetzen. Selten geschieht das in fiktionaler Form. Das unterscheidet diese Generation von der vorherigen, die neben autobiographisch-essayistischen Wortmeldungen auch mit Erzählungen, Theaterstücken, Gedichten und Romanen an die Öffentlichkeit trat. Beide Generationen vereint jedoch die stets gegenwärtige Auseinandersetzung mit dem dunkelsten Kapitel der deutschen - und eben nicht ausschließlich deutschen - Geschichte. Die Enkel der Holocaust-Überlebenden erlauben sich selbstbewusst blinde Flecken im Bewusstsein der nichtjüdischen Mehrheitsgesellschaft konsequent auszuleuchten. Ob jüdische und nichtjüdische Altersgenossen in Deutschland eines Tages ein gemeinsames Geschichtsverständnis entwickeln können, bleibt vorerst offen.

**O-Ton Mirna Funk:**

Ich spreche in meinem Roman "Winternähe" ja davon, dass deutsche Juden und deutsche Nichtjuden in einer anderen Zeitrechnung leben. Für deutsche Juden ist der Holocaust eben gerade erst passiert und für deutsche Nichtjuden ist er irgendwie 500 Jahre her.